

»Unaufhörlich Lenz gelesen ...«

Studien zu Leben und Werk
von J. M. R. Lenz

herausgegeben
von Inge Stephan und Hans-Gerd Winter

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Jacob Michael Reinhold Lenz als Briefschreiber

Jens Haustein (Jena)

Für Hans-Jürgen Schrader
in Genf
zum 7. März 1993

In Lenzens Briefen, seinen »stets unmittelbar und originell hervorsprudelnden Herzenergüssen [...] spiegelt sich des Dichters innerstes Sein und Wesen in lebendiger Treue [...].«¹ Diese Ansicht formulierte Franz Waldmann 1894 in schöner Übereinstimmung mit allgemeineren zeitgenössischen Überlegungen zum sogenannten Sturm und Drang-Brief. Der sei, schreibt etwa Georg Steinhausen, »in der That der Abdruck der Seele«². Aber auch heute noch dürfte diese Auffassung, etwas anders ausgedrückt, Zustimmung finden.³ Das kann man aus der Tatsache schließen, daß, um Lenzens Selbstverständnis und emotionale Situation vor allem während der 70er Jahre zu dokumentieren, immer wieder Zitate aus den Briefen eintreten. Ganz falsch wird die Auffassung wohl auch nicht sein, aber – und dies soll im folgenden gezeigt werden – auch nicht ganz richtig. Als zunächst vielleicht paradox anmutende These sei vorangestellt: Waldmanns Aussage gilt um so weniger, je »unmittelbarer« und persönlicher die Briefe erscheinen; sie dokumentieren des »Dichters innerstes Sein und Wesen« nicht »unmittelbar«, sondern nur in vermittelter Weise, im Bewußtsein des Absenders von seiner Rolle als Schriftsteller und in seiner genauen Kenntnis der literarischen Gesetze des sogenannten Sturm und Drang-Briefes.

I.

Bevor ich meine These zu begründen versuche, füge ich einige Bemerkungen zur Textgrundlage ein. Gewöhnlich herrscht die Auffassung vor, die desolante Situation der editorischen Erschließung Lenzscher Werke gelte wenigstens nicht für die Briefe, da wir über Karl Freyes und Wolfgang Stammers Briefausgabe verfügen.⁴ Daß dies allenfalls mit großen Einschrän-

kungen gelten kann und unter Berücksichtigung der Zeitumstände – die Edition war 1914 abgeschlossen und wurde erst 1918, nach dem Tod Karl Freyes, gedruckt –, habe ich an anderer Stelle⁵ gezeigt und will deshalb hier nur ein Beispiel wiederholen. Den Brief vom 14. April 1776 an Lavater, geschrieben also kurz nach der Ankunft in Weimar, beschließt Lenz – folgt man der Edition – mit dem Satz: »Goethe ist wirklich Mignon hier und ganz glücklich und ganz unglücklich« (FS I 228). Die tiefen Gedanken, die man sich über den glücklich-unglücklichen Goethe in der Rolle Mignons machen könnte⁶, erübrigen sich aber, wenn man in das in der Züricher Zentralbibliothek (Signatur: RP 20) aufbewahrte Original des Briefes schaut. Dort heißt es (mit einer Hervorhebung von mir): »Goethe ist wirklich Mignon hier und *ich* ganz glücklich und ganz unglücklich«. ⁷In der Ausgabe von Sigrid Damm⁸ ist dieser Satz ebenfalls falsch wiedergegeben (S. 427) und dies, obwohl behauptet wird, die »erhalten gebliebene[n] Handschriften« seien »zum Vergleich herangezogen« worden (D III 771). Es ist auch nicht so, wie jüngst auch auf die Briefe bezogen gesagt wurde, daß die Dammsche Ausgabe »besser als frühere Ausgaben Lenz' Orthographie« bewahre⁹; das Gegenteil ist richtig. Und auch die Tatsache, daß Damm die nach dem Erscheinen der Freye-/Stammlerschen Ausgabe aufgefundenen und edierten Briefe aufgenommen hat, entschädigt nicht dafür, daß sie sowohl mehrere Briefe an Lenz wie sogar solche von Lenz nicht abgedruckt hat.¹⁰ Hinzuzufügen ist noch, daß beide Briefausgaben, die Freye-/Stammlersche wie die Dammsche, ausgesprochen bescheiden kommentiert sind.¹¹ Ich kann also mit dem Topos der Lenz-Forschung, daß wir dringend eine historisch-kritische Lenz-Ausgabe brauchen¹², nur so umgehen, wie man mit Topoi umzugehen hat, ich wiederhole ihn variierend: wir brauchen eine Lenz-Ausgabe, die auch alle Briefe von und an Lenz enthält.¹³ Die gegen historisch-kritische Gesamtausgaben vorgebrachten Argumente¹⁴, so bedenkenswert sie angesichts ausufernder Projekte und knapper Ressourcen auch sein mögen, treffen auf ein im Fall Lenz überschaubares Editionsverhalten nicht zu.

Die vorstehenden Bemerkungen sollen über das allgemeine Anliegen hinaus, die Dringlichkeit einer neuen Lenz-Ausgabe auch für die Briefe zu verdeutlichen, zudem vor Augen stellen, daß das Folgende auf einer unbefriedigenden Textbasis beruht. Ich hoffe freilich, daß dadurch meine Ausführungen nicht im Wesentlichen berührt werden.

II.

Um meine These vom rhetorisch-kalkulierten Charakter der Lenzschen Briefe zu belegen, gehe ich zunächst auf ein eher unauffälliges Stilmittel ein: die Aufzählung – und auch nur auf die dreigliedrige *enumeratio*.¹⁵ Ein Beispiel – Lenz an Herder, November 1775 : »Ich hab [...] in Garnisonen gelegen gelebt handthiert« (FS I 146). Das erste Wort der Aufzählung beschreibt einen eher passiven Zustand, das zweite zielt ins Allgemeine, das dritte scheint nur einen Teilausschnitt des zweiten, umfassenderen zu bezeichnen. Aber die etymologisch falsche Schreibweise des Wortes mit »-dt-« verrät, daß hier anderes als nur »ein Gewerbe, Geschäfte treiben« gemeint ist. An »Hand« angelehnt, »wendet sich handtieren« – wie es im Grimmschen Wörterbuch heißt (DWB 4,2, Sp. 467) – »zu der bedeutung etwas verrichten, thun, treiben, es empfängt nun den sinn von handeln«. ¹⁶ Und »Handeln« ist bekanntlich ein für Lenz zentraler Begriff seines Lebens und Selbstverständnisses, erst im Handeln, in der *vita activa* kommt der Mensch zu seiner eigentlichen Bestimmung – dem Nach-Handeln von Gottes Wirken in Christus.¹⁷ Die einschlägigen Überlegungen hierzu werden im Briefwechsel mit Salzmann entfaltet und in der in den Straßburger Jahren entstandenen Schrift »Über die Natur unseres Geistes« zusammengefaßt. Im Jahr 1775, dem Jahr, aus dem der Brief an Herder stammt, ist der Begriff des Handelns für Lenz bereits untrennbar mit dem des Schreibens verbunden. Sein Schreiben ist sein Handeln. Man könnte also den zitierten Passus folgendermaßen paraphrasieren: »Ich habe in Garnisonen gelegen, gelebt, aber das Wichtigste war, daß ich geschrieben habe«. Im unmittelbar folgenden Satz spricht Lenz bezeichnenderweise von seinem Drama »Die Soldaten«.

Die Steigerungsbewegung, die das eben genannte Beispiel kennzeichnet, ist für viele dreigliedrige Aufzählungen charakteristisch, so wenn es heißt: »fröhlich glücklich seelig« (FS I 152) oder »Dein [Goethes] Geist [...] durchdrung durchbebte überfiel mich« (FS I 217) oder »Buße und Glauben und Wiedergeburt« (FS I 236) oder »Landläuffer, Rebell, Pasquillant« (FS II 56) oder auch »unbekannt und verborgen – und gekränkt« (FS II 180). Die Emphase, die in diesen Aufzählungen liegt, läßt dem Ganzen einen Aussagegewert zukommen, der über die Summe seiner Teile hinausgeht. Diese Form der Aufzählung hat gewissermaßen einen Aussageüberschuß, der in ihrer rhetorischen Form begründet liegt. »unbekannt und verborgen – und gekränkt« meint tatsächlich: »unbekannt und verborgen, aber in erster Linie gekränkt«. Ob sich in solchen Ausdrücken »des Dichters innerstes Sein und Wesen« spiegelt, ist nur im Einzelfall zu entscheiden – und wohl auch nicht

mit letzter Sicherheit. Denn es ist ja auch der Fall denkbar, daß die rhetorische Form der Aufzählung für den Schreiber des Briefes im Augenblick des Schreibens eine neue Wirklichkeit schafft, eine Wirklichkeit aber, die für ihn nicht über den Akt des Briefschreibens hinaus Bestand hat. In welcher Beziehung auch immer der ›überschüssige‹ Aussagewert der Aufzählung zum Selbstverständnis des Briefschreibers steht, er ist in jedem Fall einer, der sich einer literarisch-rhetorischen Formung verdankt, ist also niemals »unmittelbarer Herzenserguß«.

Dies gilt aber wohl über diese spezielle Form der Aufzählung hinaus für alle dreigliedrigen Aufzählungen. Das wird schon aus der Tatsache deutlich, daß sie fast sämtlich den Briefen der Jahre 1775 und 1776 entstammen, den Jahren also intensivsten Kontakts mit Schriftstellerkollegen, den literarisch produktivsten Jahren. Die *enumeratio* ist, etwas zugespitzt gesagt, eine Chiffre für die Zugehörigkeit zur *res publica litteraria*. Wenn Pfenninger an Lenz schreibt: »Lob u. Dank u. Preis« (FS I 208), dann Lenz an Boie: »meinen Dank und meinen Kuß und meine Umarmung« (FS I 197f.); wenn Boie an Lenz schreibt: »Natur, Wärme und Leben« (FS I 210), dann Lenz an Lavater: »gesehen und genossen – und gelitten« (FS II 86); wenn Maler Müller an Lenz schreibt: »o! Frühling und Liebe und Jugend!« (FS I 232), dann Lenz an Merck: »mein Vorzug, mein Glück und mein Hochmut« (FS I 203). Solche Aufzählungen kommen in den Briefen der späten Jahre so gut wie nicht mehr vor, sie sind gewissermaßen wieder un-rhetorisch. Und die wenigen Ausnahmen bestätigen sowohl Lenzens Wissen vom rhetorischen Charakter der *enumeratio* wie die These vom ›überschüssigen‹ Aussagewert der steigenden dreigliedrigen Aufzählung. Das schon zitierte »unbekannt und verborgen – und gekränkt« entstammt einem rückblickenden, den Gedanken einer Sammelausgabe einiger seiner Werke formulierenden Brief an Lavater von 1780, und 1779 heißt es in einem Brief an Herder, in dem er diesen um ein Empfehlungsschreiben für die vakante Rektoratsstelle an der Rigaer Domschule bittet¹⁸: Wenn Herder »ein redlicheres, stärkeres und ausdauernderes Subjekt« für die Stelle kenne, wolle er gern zurücktreten (FS II 139). »Redlich, stark, aber vor allem ausdauernd« – so wollte Lenz den Passus vom Empfänger Herder vermutlich verstanden wissen, und er hat damit ein Wunschbild von sich gezeichnet, das in der Art seiner Formulierung einerseits den Adressaten überzeugen sollte, das aber andererseits auch das Bewußtsein eigener Defizite spiegelt und so möglicherweise dem Schreiber selbst eine seiner entscheidenden Schwächen überdeutlich vor Augen geführt haben wird – einem Schreiber, der an anderer Stelle seine »herumziehende unstäte Lebensart« (FS II 181) beklagt.

Noch ein zweites Mittel rhetorischer Sprachgestaltung möge dazu dienen, die Spiegelung des »innersten Seins und Wesens« als literarisches Artefakt zu erweisen – die Metapher. Ich wähle das wohl augenfälligste Metaphernfeld, das von Schifffahrt und Schiffbruch. Lenz begreift seine Lebensreise weg vom Vater unter dem Bild einer Schiffsreise, sein Scheitern als Schriftsteller unter dem vom Schiffbruch.¹⁹ So naheliegend diese Metaphorik auch ist und wie sehr sie bei Lenz vom »eigene[n] Existenzbewußtsein« (Schöne, S. 124) getragen wird, so vielschichtig und auch problematisch ist doch die Verknüpfung der Metapher vom »Leben als Schiffsreise« mit der vom »Dichten als Schiffsreise«.

Letztere entstammt der Antike. Curtius²⁰ nennt u.a. Ovid, Propertius, Statius als Autoren, die diese Metapher verwendet haben. »Dichten« heißt, so Vergil, »die Segel setzen, absegeln«. Diese Seefahrt kann gefährlich sein, das Schiff muß durch Klippen gesteuert werden, ihm drohen ungünstige Winde und Stürme (Curtius, S. 139). Diese Metapher ist von den Kirchenvätern aufgenommen und reich und wirkungsmächtig allegorisch entfaltet worden: die Schiffsreise deutet in heilsgeschichtlicher Perspektive auf das Leben des Gläubigen hin, der auf der Suche nach dem göttlichen Hafen ist, der Mast verweist auf das Kreuz, Stürme sind Irrlehren, Klippen Verfolger und der Schiffbruch das Versinken in Sünde. Rainer Gruenter hat im Anschluß an Arbeiten der Theologen Joseph Sauer, Franz Joseph Dölger und Hugo Rahner die Bedeutung des christlichen Verständnisses der Schifffahrtmetapher für die Literatur vom Mittelalter an über den Humanismus bis hin zur Moderne gezeigt.²¹ Gruenter schlußfolgert, daß ein so »mächtiges metaphorisches System, wie es die Schifffahrtssymbolik [...] entwickelt hat«, zwar in seinen Elementen »isoliert«, auch ihrer »originalen Bedeutung entfremdet« werden kann, daß die Elemente aber nicht »die unauslöschliche Kennzeichnung durch das metaphorische System« einbüßen, »dem sie ursprünglich entstammen und auf das sie, wo und wie man sie auch verwende, immer verweisen« (S. 101). Man wird, wenn einem Gruenters Analyse der Metapher aus ihrer Geschichte einleuchtet, nach der Bedeutung dieses »metaphorischen Systems« in den Lenzschen Briefen zu fragen haben.

In der Schrift »Stimmen des Laien« benutzt Lenz die Schifffahrtmetapher, um die Notwendigkeit göttlicher Offenbarung für die Lebensreise zu verdeutlichen. Wir sind auf einer »wilden See voll Zweifel«, bedürfen »eines Kompasses« aus der Hand der »gütigen Gottheit«, um am Ende unserer Schiffsreise ins »unbekannte Land« zu gelangen (D II 569). Ich habe dies Beispiel zitiert, damit deutlich wird, daß Lenz mit der geistlichen Allegorese

der Schifffahrtsmetapher vertraut war. In den Briefen, in denen anfangs das Ziel der Schifffahrt ein geistliches war, gerät dieses schon bald aus den Augen, das Gefahrenvolle der Reise wird immer drängender (FS I, 18, 23), Dunkelheit umgibt den Schiffer (FS I 155) und am Ende ist das *naufragium* unabwendbar (FS II 176). Gerade das *naufragium*, das in der antiken Verwendung der Schifffahrtsmetapher nur eine Nebenrolle spielt, bekommt im Zusammenhang der christlichen Allegorese eine herausgehobene, heilsgeschichtliche Bedeutung.²² Besonders offenkundig sind beide Traditionsstränge in einer Passage der ›Anmerkungen übers Theater‹ ineinander gespiegelt: er, Lenz, wolle demnächst wieder über das Verfassen von Theaterstücken sprechen, »wo ich mit Kolumbus' Schifferjungen auf den Mast klettern, und sehen will, wo es hinausgeht. [...] willkommen sei mir, Schiffer! der du auch überm Suchen stürbest. Opfer für der Menschen Seligkeit! Märtyrer! Heiliger!« (D II 648f.). Das Scheitern der Schiffsreise, die ja eigentlich im Finden des Vaters oder Gottes enden sollte²³, wird in geistlicher Hinsicht im positiven Bild des Märtyrers und Heiligen aufgefangen. Problematisch wird es aber, wenn die Metapher vom Schiffer, der über dem Suchen stirbt, auf die Situation des Schriftstellers und sein Bemühen, das literarische Werk zu vollenden, übertragen wird, da das metaphorische System der Schiffsreise in dieser Perspektive keinerlei positive Interpretationsmöglichkeit bietet. Der hier Gescheiterte ist eben kein Märtyrer oder Heiliger. Vielleicht kann man sogar so weit gehen zu sagen, daß sich Lenz, indem er beide Metaphernfelder zusammenzieht und sich als Gescheiterter auf der religiös orientierten Lebensreise empfand, mit einer gewissen Zwangsläufigkeit auch als Gescheiterter in seiner Schriftstellerexistenz sehen mußte.

Gleichwie es aber damit im einzelnen bestellt sein mag, die Verwendung der Schifffahrtsmetapher fügt den Briefen für Schreiber und Leser eine zusätzliche Bedeutungsebene hinzu, die sich der Tradition der Metapher verdankt. Und je mächtiger und umfänglicher die Tradition ist, um so mehr führt sie Schreiber und Leser des Briefes über die Aufnahme der einzelnen Briefstelle hinaus. Denn mit den Worten Hans Blumenbergs gesagt: »Metaphern ziehen in imaginäre Kontexte hinein«. ²⁴ Welcher psychischen Situation der Einsatz der Metapher vom Schiffbruch zu verdanken ist, läßt sich gerade der Metapher nicht entnehmen. Sie bietet mehr als nur die Beschreibung des Selbstverständnisses, schafft unter einem Bild einen Raum für die Interpretation der Lage des Schreibers, der sie ihre Verwendung verdankt und die sie doch übersteigt. Man kann deshalb ihren Gebrauch als poetische Leistung begreifen – und daß Lenz dies auch tat, zeigt sich darin, daß die Briefe der

Jahre 1772 bis 1776 in weit stärkerem Maße mit den unterschiedlichsten Metaphern versehen sind als die frühen oder auch die späteren Briefe. Der Blick auf des »Dichters innerstes Sein und Wesen« wird, wie plausibel die Metapher auch erscheinen mag, durch diese aber gerade gebrochen.

III.

Wenn im Voranstehenden am Beispiel der dreigliedrigen Aufzählung und der Schiffahrtsmetapher gezeigt werden sollte, daß gerade die Lenzschen Briefe der mittleren 70er Jahre deutlich literarisiert sind und so der Zugang zum Schreiber dieser Briefe erschwert ist, soll im folgenden mit Blick auf zwei Briefe, je einen an Lavater und an Herder, auf die Bedeutung eingegangen werden, die der Empfänger des Briefes – oder genauer: das Bild, das sich der Schreiber vom Empfänger gemacht hat – für die Gestaltung des Ich hat. Es ist keine neue Einsicht, daß der Briefempfänger den Brief gewissermaßen mit-schreibt, gleichwohl ist es immer wieder lohnend, genau hinzuschauen, wie dies im Einzelfall geschieht, wie das Bild des Empfängers die Ich-Rolle bestimmt und damit nur einen vermittelten Blick »in des Dichters innerstes Sein und Wesen« erlaubt.²⁵

In einem Brief vom Mai 1776 (FS Nr. 176), wenige Wochen nach der Ankunft in Weimar, »verschlungen vom angenehmen Strudel des Hofes«, wie es in einem anderen, etwa zeitgleichen Brief heißt (FS I 228)²⁶, schreibt Lenz an Lavater, er brauche in seiner »selbstgewählten Einsamkeit«, in seiner »Einöde«, etwas, das ihn »dem grossen Ziel entgegenspornt um des willen« er »nur noch lebe«. Er bitte Lavater daher um einen Schattenriß, der gleichwohl nur Schatten, Traum, Betrug ist. Dieser Bitte schließt sich der Hinweis darauf an, daß Lenz »mit dem Herzog« Lavaters zweiten Teil der »Physiognomischen Fragmente« »flüchtig [...] durchlauffen« habe. Sofort im Anschluß an diese Äußerung klagt er erneut »über diese Art« seiner »Existenz«, die er einzig Lavater gestehen könne. Gegen die »Taubheit« seiner »Nerven« benötige er »Schmerzen«. »O Schmerzen Schmerzen Mann Gottes, nicht Trost ist mein Bedürfniß. Diese Taubheit allein kann ich nicht ertragen« (FS I 262).

Leiden, Schmerzen und Einsamkeit²⁷ als Bedingung und zugleich Gefährdung der literarischen Produktion und Verehrung anderer in Form von Schattenrissen – diese Motive begegnen nicht nur hier, sondern in verschiedenerlei Kombination auch in Lenzschen Werken: Liebende können oder

müssen auf die geliebte Person verzichten, wenn sie nur ein Ab-Bild haben²⁸; in der ›Moralischen Bekehrung eines Poeten‹ heißt es: »Einsamkeit, Einsamkeit du allein machst mich bekannt mit meinem besseren Selbst und mein Dasein hört auf ein Gericht zu sein. Liebe Cornelia! wenn ich Deine Silhouette hätte«²⁹; und im ›Versuch über das erste Principium der Morak‹ steht zu lesen: Unserer Natur »schaudert [...] für nichts so sehr, als einer gänzlichen Einsamkeit, weil alsdenn unser Gefühl unserer Fähigkeiten das kleinstmögliche wird«³⁰. Aus seiner »Einöde« schreibt Lenz ganz vergleichbar an Lavater: »Wie ich itzt so klein so schwach gegen ehemals mich fühle« (FS I 262). Die Interdependenz zwischen oft bis ins einzelne identischen Äußerungen in Werken und in Briefen hat immer wieder dazu geführt, die Werke autobiographisch zu lesen³¹, in Lenzschen Figuren Projektionen des Autors zu sehen. Auch wenn solche Sichtweise verführerisch nahe liegt, so geht sie doch am Werkcharakter der ›Werke‹ vorbei. Und es ist ja zudem im Einzelfall auch eine gegenläufige Beeinflussung vorstellbar: die literarische Rolle prägt die des Brief-Ich, die Wirklichkeit, die durch die Literatur entstanden ist, schlägt auf die empirische Wirklichkeit, in der sich der Briefschreiber sieht, zurück. Das Brief-Ich nähert sich den Personen im Werk an, emanzipiert sich gewissermaßen vom Briefschreiber unter dem Einfluß der von ihm geschaffenen literarischen Figuren.

Neben diesem Problem der möglichen wechselseitigen Beeinflussung von Figurenzeichnung im literarischen Werk und Entwurf des Brief-Ich steht, den Zugang zum Briefschreiber weiter erschwerend, die Bedeutung der Empfänger-Rolle für die Konstituierung des Brief-Ich. Motive wie die in diesem Brief genannten: Einsamkeit als Voraussetzung der Selbsteinsicht und literarischen Produktion, die gleichzeitig eine Gefährdung eines ausgeglichenen Gemütszustandes darstellt, begegnen immer wieder in den autobiographischen Schriften Lavaters, im ›Geheimen Tagebuch‹ von 1771 oder den ›Unveränderten Fragmenten aus dem Tagebuch eines Beobachters seiner Selbst‹ von 1773.³² Das Ich des Briefes an Lavater ist also auch auf den Empfänger hin entworfen, auf seine Interessen, seine Themen, sein Ich-Verständnis. Das Motiv der Einsamkeit als Voraussetzung der Selbsterkenntnis wie des Tätigwerdens begegnet deshalb breit entfaltet in den Briefen an Lavater, tritt also um so stärker hervor, je gewisser der Absender sein kann, beim Empfänger auf Verständnis zu stoßen. Das Ich dieser Briefe ist ein auf Lavater hin entworfenes Ich; wenn man will: ein auf den brieflichen Dialog angelegtes Ich, das im Thematisieren der Einsamkeit diese für den Verfasser des Briefes ertragen helfen soll.³³ Um also Waldmanns eingangs zitierten Satz zu variieren: Im Brief spiegelt sich nicht »des Dichters innerstes Sein und

Wesen«, sondern das eines auch durch den Empfänger beeinflussten Brief-Ich. Lenzens Satz im Brief an Lavater: »Du bist der Einzige dem ich *diese* Art meiner Existenz klagen kann« (FS I 262), zeigt gerade, daß auch andere Möglichkeiten der Existenzbeschreibung, ein anderer Ich-Entwurf im Brief möglich bleibt.

Mein zweites Beispiel ist der in manchem vergleichbare, in einem Punkt aber entscheidend anders akzentuierte Brief an Herder vom 28. August 1775 (FS Nr. 64).³⁴ Auch hier klagt Lenz über sein Leben in einer »fürchterlichen, grausen Einöde«, verbunden damit ist ein »Gefühl« des »Unwerths«; er fühlt sich »muthlos«, versteht sich als den »stinkenden Athem des Volkes«, betitelt sich als »Schwein«, sieht sich »Sümpfe [...] durchwaten«. Unterbrochen werden diese Passagen immer wieder durch Hinweise auf eigene Werke – auf die »Wolken«, »Die Soldaten«, den »Menoza«, den »Coriolan«.³⁵ Um das literarische Muster, das hinter dieser Selbstbeschreibung steht, zu erkennen, braucht man nur auf den Eingangssatz des Briefes zu schauen: »und es ward das Wort des Herrn zu mir, es ist Herder«. Beim Propheten Hesekiel heißt es: »Da geschah des Herrn Wort zu Hesekiel« (1,3; ähnlich Jer 1,2; 1,4 u.ö.).³⁶ Auch für alle Äußerungen eigenen Unwerts lassen sich Parallelen aus dem Buch Hiob oder den Prophetenbüchern angeben. Von Jesaja wird gesagt: »Er war der Allerverachtetste und Unwerteste« (Jes 53,3); Gott hat Hiobs Herz »mutlos« (23,16) gemacht; Jeremias sagt: »ich saß einsam, gebeugt von deiner Hand« (15,17); Jesaja beschimpft sich: »Denn ich bin unreiner Lippen« (6,5); und Jer 38,6 heißt es: »Da nahmen sie Jeremia, und warfen ihn in die Grube [...], da [...] Schlamm war« oder Hiob 40,21: »Er liegt [...] im Schlamm verborgen«. Lenz sieht sich wie Hiob als »ein Exempel der Gerichte Gottes«, wie die Propheten hofft er auf den Tag, an dem er sein »Haupt aufheben« wird, dann wird »die große, ehrenvolle Zeit« gekommen sein, »da ich reden werde zum Volk«, dann wird auch durch ihn, wie durch Herder jetzt schon, »das Wort des Herrn, das höchste Ziel alles meines Strebens [...] geweißagt. [...] Gott mach mich der Offenbarungen würdig«. In solchem Zusammenhang haben dann auch die Hinweise auf eigene literarische Werke wie auch auf die Schriften Herders ihre spezifische Bedeutung. Herders Werke sind bereits Offenbarungen, in ihnen wird schon »geweißagt«, in Lenzens eigenen Werken hingegen sind noch vielerlei Verfehlungen, die der Grund dafür sind, daß sie bislang nicht »erkannt« wurden. Aber auch dieser Hinweis auf das Zukünftige des eigenen Verkündigungswerkes hat seine Vorlage in biblischen Büchern: Lenzens letzter Satz »Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen« ist wörtliches Zitat aus der Rede des Psalmisten (Ps 118,17).

Auch wenn man geneigt ist zu glauben, im hier formulierten Selbstverständnis Lenzens »innerstes Sein und Wesen in lebendiger Treue« erkennen zu können, ist doch zu bedenken, daß die spezifische Ausformung und Darstellungsweise des Bildes vom Dichter durch den Empfänger mitgeprägt worden ist. Denn Herder wird unter Aufnahme seiner eigenen Vorstellungen vom geistinspirierten Dichterwort zum Propheten stilisiert, dem sich der Prophet Lenz dereinst wird an die Seite stellen dürfen. Der Inspirierte ist bei Herder aber der Verkünder der Worte Gottes, der deshalb Dichter ist, weil alle Religion auch Poesie ist und die Psalmisten zu den größten Dichtern gehören.³⁷ Lenz imaginiert sich in diese vom Empfänger des Briefes entworfene Rolle, indem er die Unterschiede in beider Auffassung vom Dichter überspielend die Identität von Verkündigungswerk und eigenem literarischem Schaffen als zukünftige Möglichkeit zeichnet. Im Unterschied zum Brief an Lavater wird das Motiv der Einsamkeit, das verbunden ist mit dem Gefühl eigenen Unwerts, funktionalisiert im Blick auf die Propheten-/Dichter-Rolle. Wie sehr Herder bereit war, auf diese ja weitgehend auf ihn selbst zurückzuführende Selbstprojektion Lenzens einzugehen und sie dadurch zu bestätigen, zeigen spätere Äußerungen in Briefen an Lenz: »In Dir ist wahrlich Funke Gottes, der nie verlöscht u. verlöschen muß« (FS I 196) oder »Du mußt noch Morgenstern werden u. Gott loben« (FS I 205). Über den Hohepriester Simon heißt es, wenn er zum Gottesdienst trat, um des Herrn Werk zu loben, »so leuchtete er wie der Morgenstern« (Sir 50,6).³⁸

IV.

Um nicht mißverstanden zu werden: Ich habe im Voranstehenden nicht über die Problematik des Brief-Ich im allgemeinen gesprochen (wenngleich manches wohl verallgemeinerungsfähig wäre³⁹), nicht einmal über die der Lenzschen Briefe insgesamt, sondern nur über die seiner Briefe aus den schriftstellerisch produktiven Jahren 1772 bis 1776. In dieser Zeit ist Lenzens ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, sich als Schriftsteller zu etablieren. Alles, was er unternimmt, in erster Linie aber seine Übersiedlung nach Weimar, dient diesem Ziel. Seine Erlebnisse und Erfahrungen, gerade auch diejenigen, die aus dieser Anstrengung resultieren, spiegeln sich – scheinbar unmittelbar – in den Dichtungen dieser Jahre (›Der Waldbruder⁴⁰, ›Der Engländer«, ›Der Landprediger«). Lenz begründet diese Verfahrensweise in

den ›Anmerkungen übers Theater‹ auch theoretisch mit seinem Realismus-Konzept.⁴¹ Noch die jüngste Lenz-Forschung fällt jedoch angesichts der auffälligen Parallelen zwischen den Werken und den Briefen immer wieder in eine biographisch orientierte Interpretation der Werke zurück. Richtig wäre es hingegen, die Schlußfolgerung zu ziehen, daß auch die biographischen Lebensäußerungen in ihrer Literarizität zu begreifen sind. Denn die Einsicht in die mit Nachdruck betriebene Literarisierung seines eigenen Lebens, in diesen – so Albrecht Schöne – »Kunstcharakter seiner Lebensgeschichte«⁴² ist unabdingbare Voraussetzung für ein angemessenes Verständnis der Briefe. Sie kennzeichnet ein Stilisierungswille, ein Bemühen, den rhetorischen Gesetzen der Unmittelbarkeit des Sturm und Drang-Briefes zu folgen, das seinen Ausdruck im Einsatz verschiedenster rhetorischer Sprachmittel findet; die dreigliedrige Aufzählung und die Schiffahrtsmetapher standen hier nur für andere (z.B. Ellipsen, Anakoluthe⁴³, Parallelismen, Wiederholungen und zweigliedrige Aufzählungen⁴⁴, Gedankenstriche als semantische ›Leerstelle«⁴⁵; Tiermetaphern, Metapher vom Schreiben als Malen, der Mensch als Maschine⁴⁶ oder Marionette). Das Ich im Brief ist also ein literarisches – und dies deshalb, weil der Autor dieser Briefe alle seine schriftlichen Lebensäußerungen als integralen Bestandteil seines literarischen Werks aufgefaßt hat. Und in dieser Hinsicht ist Lenz ein Autor der Moderne. Ergänzend wird man berücksichtigen müssen, daß das Brief-Ich auf den Adressaten hin entworfen und entsprechend ausgestaltet wird.⁴⁷ Die Literarisierung der Briefsprache und die Stilisierung des Ich auf das Bild des Empfängers hin können im Extrem so weit gehen, daß der Absender diesen Vorgang glaubt kommentieren zu müssen oder daß er meint, sich selbst kaum noch im Brief zu erkennen: »Nun ist's Zeit, daß ich vom Pegasus herabsteige« (FS I 58; ähnlich 62, 64) heißt es da oder aber sogar über einen vorangegangenen Brief: »Gott, wo war ich, als ich ihn schrieb!« (FS I 145).

Dieser Prozeß der Literarisierung, der vor allem in Briefen an andere Autoren erkennbar wird und für den Lenz selbstredend kein Einzelfall darstellt⁴⁸, wurde durch zwei Faktoren noch verstärkt: zum einen durch die Konjunktur der Gattung ›Briefdichtung‹ in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, an der Lenz selbst mit seinem Briefroman ›Der Waldbruder‹ oder mit seinen zahlreichen Abhandlungen in Briefform teil hat; zum andern durch den halböffentlichen Charakter zahlreicher seiner Briefe: Lenz bittet, seine Briefe nicht weiterzureichen (FS I 184, 197); er selbst bekommt Briefe etwa von Lavater an Herder zum Lesen (FS I 196); an Friedrich Leopold Stolberg entwirft er einen zur Veröffentlichung bestimmten Brief (FS Nr. 158); 1776 bittet er Boie: »nur daß dieser Brief nicht auch gedruckt wird«

(FS II 26), in dessen ›Deutschem Museum‹ erscheint im Jahr 1777 auszugsweise ein Lenz-Brief vom Jahr 1775 (FS Nr. 80).

V.

Man wird also Waldmanns Einschätzung, in Lenzen Briefen zeige sich des »Dichters innerstes Sein und Wesen« in einem ganz anderen als dem gemeinten Sinn gelten lassen können: Sie spiegeln Lenzen »Sein und Wesen« in vermittelter Weise, weil auch sie Ausdruck des Bemühens sind, mit Hilfe der Literarisierung des eigenen Lebens diesem das literarisch bedeutende Werk abzurufen. Je »unmittelbarer« das Ich zu sein scheint, um so höher dürfte sein Literarisierungsgrad sein, um so schwerer wird es fallen, zu einem anderen als dem Ich vorzudringen, das sich jeweils im Brief konstituiert und das von Absender zu Absender variiert.⁴⁹ Die scheinbare Identität von biographischem Ich und Brief-Ich ist das Ergebnis einer beträchtlichen literarischen Anstrengung.⁵⁰ Man sollte daher wohl in diesem Fall Friedrich Sengles auf ein Hölderlin-Gedicht bezogenen Satz: »Es kommt aber nicht auf den Dichter an, sondern auf das Gedicht«⁵¹ entsprechend abwandeln: »Nicht auf den Briefschreiber kommt es an, sondern auf den Brief. Dies wäre, wenn die Interpretation stimmt, dem literarischen Charakter der Briefe angemessen. Und es wäre wohl in Lenzen Sinne.

-
- 1 Lenz in Briefen. Von Dr. F. Waldmann. Zürich 1894, S. 1. Vgl. auch die gerade in diesem Punkt zustimmende Rezension von Robert Hassencamp (Euphorion 3, 1896, S. 527).
 - 2 Georg Steinhausen: Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, T. 1.2. Berlin 1889/91; hier: T. 2, S. 290.
 - 3 Etwa Rainer Brockmeyer: Geschichte des deutschen Briefes von Gottsched bis zum Sturm und Drang. Münster 1961, z.B. S. 217 oder in allgemeinerem Zusammenhang: Reinhard M. G. Nickisch: Brief. Stuttgart 1991 (= sm 260), S. 212; aber auch S. 15 u. 51. Ich verwende das Waldmann-Zitat im folgenden daher stellvertretend für vergleichbare Äußerungen. Zur Geschichte des Topos vgl. Wolfgang G. Müller: Der Brief als

- Spiegel der Seele. Zur Geschichte eines Topos der Epistolartheorie von der Antike bis zu Samuel Richardson. In: *Antike und Abendland* 26 (1980), S. 138–157.
- 4 Briefe von und an J. M. R. Lenz. Gesammelt und herausgegeben von Karl Freye u. Wolfgang Stammer, 2 Bde. Leipzig 1918 (Nachdruck: Bern 1969). Diese Ausgabe wird im folgenden zitiert mit der Sigle FS, Band- und Seitenzahl; ggf. Briefnummer.
 - 5 Jens Haustein: Anmerkungen zur Interpunktion Lenzscher Briefe. In: *Euphorion* 80 (1986), S. 110–113.
 - 6 Vgl. z.B. Sigrid Damm: *Vögel, die verkünden Land. Das Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz*. Berlin – Weimar 1985, S. 225.
 - 7 Der Satz ähnelt in seiner Struktur auffällig einem von Lavater an Lenz. Im Brief vom 24. Januar desselben Jahres heißt es ebenfalls am Briefschluß: »Paßavant ist wol u: brav, und ich ein zertretmer Wurm« (FS I 169).
 - 8 Jakob Michael Reinhold Lenz. Hg. v. Sigrid Damm, 3 Bde. Leipzig – München 1987. Diese Ausgabe wird zitiert mit der Sigle D, Band- und Seitenzahl. Auch in der gerade erschienenen Taschenbuchausgabe (Frankfurt 1992, insel taschenbuch 1441–43) wurde dieser Fehler nicht korrigiert. Erfreulicherweise ist hingegen im Anschluß an meinen in Anm. 5 genannten Beitrag der Brief Nr. 49 (= FS I Nr. 64) an Herder am Original überprüft und entsprechend verbessert worden.
 - 9 Rüdiger Scholz: Eine längst fällige historisch-kritische Gesamtausgabe: Jakob Michael Reinhold Lenz. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 34 (1990), S. 195–229; 197.
 - 10 Vgl. Scholz (Anm. 9), S. 196 Anm. 4. Übersehen wurde die Publikation eines Briefes von Lenz an Lindau (Ende Dezember 1775): Josefine Rumpf: Unbekannte Goethe-Briefe aus dem Besitz des Freien Deutschen Hochstifts. In: *JbDFDH* 1967, S. 1–56; S. 56 (vgl. auch S. 6). Der Brief befindet sich im Besitz des Goethe-Museums, Düsseldorf (Sign.: NW 992/1967). Dies gilt auch für den als verschollen geltenden Brief an Lindau vom Jan. 1776 (FS Nr. 102 = D Nr. 81). Nach Erscheinen der Dammschen Ausgabe wurde ein weiterer Lenz-Brief publiziert: Friedrich Hassenstein: Ein bisher unbekannter Brief von J. M. R. Lenz aus Petersburg [an Carl Werner Curtius]. In: *JbDFDH* 1990, S. 112–117. In der Dammschen Ausgaben sind offenbar ebenfalls aus Versehen die Lenzschen Randbemerkungen weggefallen, denn der jeweils zugehörige Asteriskus ist gedruckt; vgl. etwa D III 565 mit FS II 122 u.ö.
 - 11 Nicht nur sind keinerlei Kirchenliedzitate nachgewiesen (so ist in FS Nr. 18 mit »Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang [...]« aus Hartmann Schencks Lied »Nun Gott Lob, es ist vollbracht« zitiert), auch die zahlreichen Bibelzitate sind so gut wie nie nachgewiesen. Selbst die Passagen Lavaterscher Geheimschrift in FS Nr. 75 (= D Nr. 59) lassen sich mit Hilfe der gängigen Hilfsmittel (Dietrich Gerhardt: *Lavaters Wahrheit und Dichtung*. In: *Euphorion* 46 (1952), S. 4–30 oder Claus O. Lappe: *Lavaters Geheimschrift entziffert*. In: *Seminar* 13 (1977), S. 76–87) unschwer dechiffrieren. Sie lauten (mit Kursivierung des Dechiffrierten): »Inzwischen – *Plan zu grossen allgegenwärtigen Wirkungen*. *Lindau* hab' ich angeworben. *Stolbergs* werd ich *anwerben*. [...] *Röderers Schuldner* bin *ich* noch *immer*.« Die Wiedergabe der Chiffren bei FS und Damm ist fehlerhaft. Für eine Kopie der Druckvorlage (Zentralbibliothek Zürich: FA Lav. Ms. 572.22.) habe ich Dr. J. P. Bodmer, Zentralbibliothek Zürich, herzlich zu danken.
 - 12 Scholz (Anm. 9); Gert Vonhoff: *Subjektconstitution in der Lyrik von J. M. R. Lenz [...]*, Frankfurt a. M. usw. 1990; vgl. z.B. auch die Beiträge im *Lenz-Jahrbuch. Sturm-und-Drang-Studien* 1 (1991), S. 7, 135, 230, 233.
 - 13 Eine positive Begleiterscheinung einer solchen Ausgabe, die auch die Briefe enthielte,

- könnte auch sein, daß der erste der Lenzschen Vornamen nicht weiterhin falsch mit »k« statt mit »c« geschrieben würde.
- 14 Ulrich Ott: Dichterwerkstatt oder Ehrengab? Zum Problem der historisch-kritischen Ausgaben. *Eine Diskussion* [...]. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 33 (1989), S. 3–6; Walter Müller-Seidel: Erwidern pro domo: Nachwort zur Editions-Diskussion. In: ebd. 35 (1991), S. 352–358.
 - 15 Heinrich Lausberg: *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*. Stuttgart ³1990, §§ 669–674.
 - 16 Dies Beispiel zeigt auch, daß eine normalisierte Ausgabe den Zugang zum Sinn des Textes verstellen kann.
 - 17 Vgl. Schöne (Anm. 19), v.a. S. 118.
 - 18 Arend Buchholtz: Johann Heinrich Voss und Jakob Michael Reinhold Lenz auf der Wahl zum Rector der Rigaschen Domschule. In: *Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahr 1888*. Riga 1889, S. 25–40.
 - 19 Die wichtigsten Stellen: Henning Boëtius: Der verlorene Lenz. Auf der Suche nach dem inneren Kontinent. Frankfurt a.M. 1985, S. 6–10. Auch: Albrecht Schöne: Säkularisation als sprachbildende Kraft. *Studien zur Dichtung deutscher Pfarrersöhne*. Göttingen ²1968 (= Palaestra 226), S. 124ff. Zur Bedeutung der Metapher in Lenzens poetologischem Konzept vgl. Eckhart Oehlenschläger: Jacob Michael Reinhold Lenz. In: *Deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts*. Hg. von Benno von Wiese. Berlin 1977, S. 747–781, bes. S. 757ff., 777.
 - 20 Ernst Robert Curtius: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Bern – München ⁹1978, S. 138.
 - 21 Das Schiff. Ein Beitrag zur historischen Metaphorik. In: *Tradition und Ursprünglichkeit. Akten des III. Internationalen Germanistenkongresses 1965 in Amsterdam*. Hg. v. Werner Kohlschmidt u. Herman Meyer. Bern – München 1966, S. 86–101, v.a. S. 93 u. 98. – Hans-Jürgen Schrader ist in einer ausführlichen und eindringlichen Analyse der Bedeutung dieser Metapher für die Briefe Kleists an seine Braut nachgegangen: »Denke Du wärest in das Schiff meines Glückes gestiegen«. *Widerrufene Rollenentwürfe in Kleists Briefen an die Braut*. In: *Kleist-Jahrbuch 1983*, S. 122–179; dort S. 125 Anm. 4 auch weitere Literatur zur christlich-allegorischen Verwendung der Metapher.
 - 22 Gruenter (Anm. 21), S. 95f.
 - 23 Zur Verbindung von Vaterbild und Gottesvorstellung vgl. Schöne (Anm. 19), S. 123.
 - 24 Hans Blumenberg: *Beobachtungen an Metaphern*. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 15, 1971, S. 161–214; S. 162; vgl. besonders den Abschnitt: *Daseinsmetaphorik: Seefahrt, Schiffbruch und Zuschauer*, S. 171ff. Vgl. auch: Harald Weinrich: *Die Metapher*. In: *Poetica* 2 (1968), S. 100–130; ders.: *Semantik der kühnen Metapher*. In: *DVjs* 37 (1963), S. 325–344; Harald Fricke: *Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur*. München 1981, v.a. S. 41f.
 - 25 Vgl. hierzu methodisch grundlegend: Albrecht Schöne: *Über Goethes Brief an Behrlich vom 10. November 1767*. In: *Fs. f. Richard Alewyn*. Hg. von Herbert Singer und Benno von Wiese. Köln – Graz 1967, S. 193–229.
 - 26 Vgl. dazu auch die Darstellung bei Damm (Anm. 6), S. 183–190.
 - 27 Vgl. auch FS I 48 (ebenfalls an Lavater).
 - 28 D I 323; 337; 454 u.ö.
 - 29 D II 346.
 - 30 D II 505.

- 31 Vgl. dazu kritisch Vonhoff (Anm. 12).
- 32 Hg. von Christoph Siegrist. Bern – Stuttgart 1978 (= Schweizer Texte 3).
- 33 Allgemeiner: Leo Maduschka: Das Problem der Einsamkeit im 18. Jahrhundert. Weimar 1933 (ND: 1978) (= Forschungen zur neueren Literaturgeschichte 64), v.a. S. 77ff. zu Zimmermanns Schriften über die Einsamkeit; dazu Lenzens Brief an Zimmermann FS Nr. 208.
- 34 Zu diesem auch Haustein (Anm. 5).
- 35 Lenz spricht merkwürdigerweise FS I 124 Z 48 davon, daß Herder eben die ›Coriolan‹-Szene, die er gerade übersetzt habe, im ›Coriolan‹ aufnehme. Weder im Register zur Suphan-Ausgabe, noch in Irmischer-Adlers Nachlaßband, noch bei Hermann Thost: Nachlaß-Studien zu Herder. Bd. 1 (= Herder als Shakespeare-Dolmetsch). Leipzig 1940, noch bei Martin Brunkhorst: Shakespeares ›Coriolanus‹ in deutscher Bearbeitung [...]. Berlin – New York 1973 (= Komparatistische Studien 3) findet sich ein Hinweis auf eine Beschäftigung Herders mit dem Shakespeare-Stück. Die »worthy voices«-Passage in der Lenzschen Übersetzung, von der er im Briefspricht, D III 685; vgl. auch die Anmerkung zur Stelle bei FS I 302.
- 36 Ich füge noch eine Bemerkung zum zweiten und dritten Satz an: »Kein Mensch hat mir, Vater! [= Herder; vgl. FS I 153, 216] etwas Deiner Geschichte erzählt gehabt. Itzt sieh in die ›Wolken‹ [...].« Mit »Geschichte« ist Herders Schrift ›Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit‹ gemeint, die von Lenz in den ›Frankfurter gelehrten Anzeigen‹ vom 18. Juli 1775 gegen Christian Heinrich Schmid verteidigt worden ist. Mit »Wolken« sind wohl nicht die Lenzschen ›Wolken‹ gemeint. Hier scheint ebenfalls biblischer Sprachgebrauch durchzuschlagen (vgl. 2 Mo 16,10; Mt 17,5; außerdem dieser Gebrauch bei Lenz D III 327, 340 (Nr. 55), 361, 417 u.ö.). Siehe auch Lichtenbergs Parodie der Geniesprache: »Siehst's Genie? wies in Wolcken webt?« (zitiert nach: August Langen: Deutsche Sprachgeschichte. In: Wolfgang Stammer (Hg.): Deutsche Philologie im Aufriß, Bd. 1, Berlin ²1957, Sp. 1098). Wenn man also schon Anführungszeichen einfügen will, die Lenz in keinem Fall gesetzt hat, dann muß es heißen: »Kein Mensch hat mir, Vater! etwas Deiner ›Geschichte‹ erzählt gehabt. Itzt sieh in die Wolken [...].«
- 37 Vgl. nur Herbert Schöffler: Johann Gottfried Herder aus Mohrungen. In: ders.: Deutscher Geist im 18. Jahrhundert. Essays zur Geistes- und Religionsgeschichte. Göttingen 1956, S. 71; Wilhelm Dobbek: J. G. Herders Weltbild. Versuch einer Deutung. Köln – Wien 1969; Herman Wolf: Die Genielehre des jungen Herder. In: DVjs 3 (1925), S. 401–430.
- 38 Ich habe hier zwei von der expressiven Stillage her vergleichbare Briefe ausgewählt, weil an beiden besonders gut deutlich zu machen ist, worum es mir in diesem Beitrag insgesamt geht. Ähnliches gilt aber auch für die an epistolographischen Schriften und am Vorbild des natürlichen, das Gespräch imitierenden Briefs orientierten Schreiben an Sophie La Roche oder an Sarasin, die Geschäftsbriefe an Boie, die Abhandlungen in Briefform an Salzmann oder die französischen Briefe (zu diesen: Jegór von Sivers: Jacob Michael Reinhold Lenz als französischer Briefsteller und Autor. In: Baltische Monatsschrift 26 (1878), S. 355–365; zu den französischen Briefen an Lenz s. John Osborne: Deux lettres de Louis-François Ramond de Carbonnières à Jakob Michael Reinhold Lenz. In: L'Art épistolaire au siècle des lumières, hg. v. Jacques Voisine u. Gilbert van de Louw (im Druck)).
- 39 Vgl. Anm. 48.
- 40 Man vgl. nur die Naturschilderung im Brief FS I Nr. 25 (bes. S. 62f.) mit der im ersten

- Brief des ›Waldbruders‹ (D II 380). Allgemeiner dazu: Heinz Dwenger: Der Lyriker Lenz. Seine Stellung zwischen petrarkistischer Formensprache und Goethescher Erlebniskunst. Diss. phil. masch. Hamburg 1961.
- 41 Z.B. D II 645: Dichtkunst ist »die Nachahmung der Natur, das heißt aller der Dinge, die wir um uns herum sehen, hören [...]«. Vgl. ferner ebd. S. 648.
- 42 Schöne (Anm. 19), S. 121; auch Gert Mattenklott: Melancholie in der Dramatik des Sturm und Drang. Königstein ²1985, S. 124 Anm. 9; auch: Hans-Gerd Winter: J. M. R. Lenz. Stuttgart 1987 (= sm 233), bes. S. 38f.
- 43 Hierzu Anne Betten: Ellipsen, Anakoluthen und Parenthesen. Fälle für Grammatik, Stilistik, Sprechakttheorie oder Konversationsanalyse? In: Deutsche Sprache 4 (1976), S. 207–230.
- 44 Vgl. dazu Emil Dickhoff: Das zweigliedrige Wort-Asyndeton in der älteren deutschen Sprache. Berlin 1906 (= Palaestra 45), S. 219 zu Lenz.
- 45 Vgl. Jürgen Stenzel: Zeichensetzung. Stiluntersuchungen an deutscher Prosadichtung. Göttingen 1966 (= Palaestra 241), bes. S. 41ff.
- 46 Vermutlich beeinflusst durch Lamettries ›L'homme machine‹ (1748), s. dazu Friedrich Albert Lange: Geschichte des Materialismus [...], 8. Aufl., hg. v. Hermann Cohen, Leipzig 1908, Bd. 1, S. 326–359. Zur Verwendung bei Lenz: Martin Stern: Akzente des Grams. Über ein Gedicht von Jakob Michael Reinhold Lenz [...]. In: Jb. d. dt. Schillergesellschaft 10, 1966, S. 160–188, bes. 165, 171. Zum Marionetten-Motiv allgemeiner, aber auch für Lenz ertragreich: Rüdiger Bubner: Philosophisches über Marionetten. In: Kleist-Jb. 1980 (1982), S. 73–85.
- 47 All dieses gilt noch nicht für die frühen Briefe und nicht mehr für die der späten 70er und der 80er Jahre; zu Ausnahmen s. oben S. 340.
- 48 Vgl. etwa Heinz-Joachim Fortmüller: Clemens Brentano als Briefschreiber. Frankfurt a.M. – Bern – Las Vegas 1977 (= Europäische Hochschulschriften 1/143); vgl. auch Nickisch (Anm. 3), S. 96f.
- 49 Es erscheint mir verfehlt, diesen Umstand psychologisch, gar mit Blick auf Lenzen spätere Krankheit deuten zu wollen. So: Allan G. Blunden: A Case of Elusive Identity: the Correspondence of J. M. R. Lenz. In: DVjs 50, 1976, S. 103–126, z.B.: »And when he writes to people he feels himself to be a different person in each epistolary relationship. Not yet schizophrenically different [...]« (S. 112f.).
- 50 Man könnte hier einwenden, daß dies stets für das Brief-Ich gilt, würde dann aber wohl graduelle Unterschiede im Hinblick auf das Maß der Literarisierung verkennen.
- 51 ›Morgenphantasie‹ und ›Des Morgens‹ oder bessere Fassung und autorisierte Fassung. In: Hölderlin-Jb. [3], 1948/1949, S. 132–138; S. 137. Das Zitat verdanke ich: Herbert Kraft: Editionsphilologie [...]. Darmstadt 1990, 23f.